

„Da flattert die Seelenmembran“

Der Schauspieler und Regisseur Paulus Manker über die Serbenhalle von Wiener Neustadt, die er auch 2019 mit „Die letzten Tage der Menschheit“ bespielen wird, und über das vielschichtige Stück „Alma“, das sein 25-Jahr-Jubiläum erleben soll – 2020 in New York.

INTERVIEW: THOMAS TRENKLER, FOTOS: RITA NEWMAN

morgen: Seit 1996 führen Sie das Simultandrama „Alma – A Show Biz ans Ende“ auf, seit 2014 in einem Seitenschiff der Serbenhalle von Wiener Neustadt. Im Sommer 2018 kam ein weiteres Monsterprojekt hinzu, „Die letzten Tage der Menschheit“ von Karl Kraus. Wenn man all die Widrigkeiten bedenkt, mit denen Sie zu kämpfen haben: Warum tun Sie sich das an?

Paulus Manker: Die Bewältigung scheinbar unlösbarer Aufgaben, von olympischen Herausforderungen, gibt mir das Gefühl, am Leben zu sein. Ich könnt's natürlich auch einfacher haben. Ich könnte netter, freundlicher, höflicher sein, ich könnte den Leuten in den Arsch kriechen – besonders den Kulturpolitikern – und es würde dann natürlich alles viel leichter funktionieren. Aber das schaffe ich leider charakterlich nicht.

Sie haben kürzlich die Regierung beschimpft. Wollen Sie vielleicht noch einmal?

Ja, sehen Sie, genau das meine ich ja. Ich hatte die Regierung kritisiert und – flugs! – gab's für das neue Projekt keine Subventionen mehr, weder vom Land Niederösterreich, noch vom Bundeskanzleramt, noch von der Stadt Wiener Neustadt. Oh, Verzeihung – doch! Die Stadt Wiener Neustadt beteiligte sich generös mit einem Betrag von 728,75 Euro an unseren Produktionskosten von 500.000 Euro. Die haben dort einen ganz besonders kulturrainen Bürgermeister! Aber ich beklage mich nicht. Denn sonst heißt es gleich, ich sei larmoyant. Und das will man doch nicht sein.

Mit Ihren Produktionen riskieren Sie immerzu auch Ihre eigene Existenz. Die „Die letzten Tage“ haben Sie mehr oder weniger frei finanziert. Ein Husarenritt?

Mit den „letzten Tagen“ hab' ich tatsächlich alles auf eine Karte gesetzt. Aber wenn ich es nicht riskiert hätte, wäre es nicht realisiert worden. Ich bin aber glücklicherweise ein gut bezahlter Schauspieler – und stecke meine Gagen eben in die eigenen Pro-

duktionen. Aber wenn es nicht so hervorragend funktioniert hätte ...

... wären Sie in Privatkonkurs geschlittert.

Das hatte ich sogar schon einmal. Wenn Sie die Nerven behalten, ist das gar kein schlechtes Geschäft! Denn Sie zahlen die vereinbarte Quote und sind danach schuldenfrei.

Aber Bankrotteur kann doch nicht Ihr Ziel sein.

Warum nicht? Das ist doch ein sehr schöner Titel! Ich wäre zwar auch lieber reich und hochweiß, aber zum Glück ist es sich ja ausgegangen. Die wahre Leistung war gar nicht die Inszenierung, sondern die Finanzierung. Ich hoffe, dass unser Erfolg jetzt ein Umdenken bei der Kulturpolitik bewirken wird. Nicht, dass ich mich dann wie Dagobert Duck im Geld werde suhlen können, aber ich könnte bessere Gagen zahlen.

Ihre Inszenierung erhielt hymnische Kritiken. Trotzdem arbeiten Sie schon, wie man hört, an weiteren Szenen.

Ja, der Abend wird 2019 noch umfangreicher sein. Wir wollen von den insgesamt 220 Szenen etwa die Hälfte spielen. Heuer waren es „nur“ 75. Das heißt, dass die Aufführung acht bis neun Stunden dauern wird.

Und dann?

Die Serbenhalle in Wiener Neustadt, wo wir das Stück spielen, ist für „Die letzten Tage der Menschheit“ unglaublich gut geeignet! Weil sie eine alte Waffenfabrik aus dem zweiten Weltkrieg ist – und noch dazu „Serbenhalle“ heißt. Und weil Schienen hineinführen. Man wird also zum Beispiel mit einer echten Eisenbahn hinaus auf die Schlachtfelder des Ersten Weltkriegs gefahren. Diese gigantische Ausstattung woanders hin zu übersiedeln, an einen anderen Spielort, das ist zwar nicht unmöglich, aber doch sehr schwierig. Man könnte zum Beispiel im



Herbst 2020 das Volkstheater damit eröffnen – nach Ende der Direktionszeit von Anna Badora.

Wie beurteilen Sie Anna Badora?

Ich verdanke Anna Badora, mit der ich am Max-Reinhardt-Seminar studiert habe, die wichtigste künstlerische Begegnung meines Lebens. Denn sie war damals die Assistentin von Regie-Großmeister Peter Zadek und hat mich ihm empfohlen. Und der hat mich dann genommen.

Wie würde Ihr Konzept fürs Volkstheater aussehen, das einst Ihr Vater, Gustav Manker, geleitet hat?

Das Volkstheater ist eine sehr schwierige und komplizierte Herausforderung, das Budget ist dazu noch schmerzhaft gering. Repertoiretheater geht sich daher finanziell nicht mehr aus. Man muss en suite oder in großen Blöcken spielen. Was natürlich heißt, dass die Sachen gut sein müssen. Ich würde mich jedenfalls nicht in den Ring mit den anderen beiden großen Bühnen, dem Burgtheater und der Josefstadt, begeben. Ich würde das Theater räumlich verändern. Und man müsste einen neuen Namen finden. Es hieß ja ursprünglich „Deutsches Volkstheater“ – aber nicht aus nationalistischen Gründen, sondern es war im Vielvölkerstaat der Monarchie dem deutschen Volk gewidmet. Diesen Namen hat man nach dem Dritten Reich natürlich entfernt. Aber nur „Volkstheater“: Das ist zu kurz gegriffen, das ist irreführend, es braucht einen neuen, großen Namen. Und eine neue Identität.

Mit „Alma“ haben Sie im Sommer 2018 die magische Zahl von 500 Vorstellungen geschafft. Reicht es noch immer nicht?

Ich fürchte, den Leuten reicht's noch nicht. Die fragen ja jetzt schon nach, wann wir nächstes Jahr wieder spielen werden. Die treuesten Fans haben „Alma“ schon 30 oder 40 Mal gesehen, der treueste gar 73 Mal. Und die wollen immer wieder kommen! Zudem: 2020 wäre das 25-Jahr-Jubiläum. Das ist schon ein Ziel. Wir haben nur an Orten gespielt, die im Leben von Alma Mahler-Werfel eine Bedeutung hatten: In Venedig hatte sie einen Palazzo, Lissabon war die Durchgangsstation in die Emigration, in Los Angeles hat sie zehn Jahre gelebt, in Jerusalem war sie auf Hochzeitsreise, aus Prag beziehungsweise Böhmen kommt die Hälfte ihrer Männer. Nur ein wichtiger Ort fehlt noch: New York, wo sie 1964 gestorben ist. Ursprünglich wollte ich drei Stationen: Wien – Venedig – New York. Adressen wie für einen guten Herrensneider. Die ersten fünf Jahre haben wir im Sanatorium Purkersdorf gespielt, 2002 in Venedig. Ich bin dann nach New York geflogen, doch so kurz nach den 9/11-Anschlägen waren die Menschen dort vollkommen hysterisch. Und in Manhattan ein Gebäude zu finden, das leer steht und das man quasi für nichts bekommt: Das war nicht zu schaffen. Da sagte jemand: „Haben Sie schon einmal an Lissabon gedacht?“ Ich kannte die Stadt nicht. Also flog ich hin – und ich hab' mich sofort in die Stadt verliebt! Ich sagte: Machen wir es doch hier! Und dann kam mir die Idee, Almas Lebensstationen chronologisch anzusteuern. Venedig – Lissabon – Los Angeles – Berlin – Jerusalem – Prag und so weiter. Und der Endpunkt müsste New York sein.

In welcher Stadt war es am schwierigsten?

Venedig. Da waren wir das erste Mal mit „Alma“ im Ausland. Ich hatte keine Ahnung, wie das geht. Das war komplettes Neuland für mich. Man kennt die Stadt ja gewöhnlich nur von Lie-

besurlauben. Aber es hat geklappt: Wir bekamen den herrlichen Palazzo Zenobio – und haben in Italienisch gespielt! Hart war es auch in Los Angeles. Die Stadt ist ja so groß wie von Wien bis nach St. Pölten. Da können Sie nicht einfach plakatieren gehen und so für das Stück werben! Schon die Vorbereitungen waren sehr zeitraubend. Der Besucherstrom war dann enden wollend. Die Leute interessieren sich dort eher für Werbung und Film und künstliche Brüste – und nicht so sehr fürs Theater. Zudem hatte Downtown L. A., wo wir gespielt haben, einen schlechten Ruf, weil es dort gefährlich war. Jemand aus Malibu sagte zu mir, er würde eher nach New York fliegen, um ein Stück zu sehen, als hinunter nach Downtown zu fahren. Das hat sich inzwischen aber total geändert. Heute ist Downtown L. A. eine hippe Gegend.

Sie spielten in einem alten Kino.

Kino? In einem Filmpalast! So groß wie die Staatsoper. Ich hab' in den Städten glücklicherweise immer die tollsten Locations gekriegt. Wirklich schwierig war es in den USA mit der Gewerkschaft. Das nackte Dienstmädchen Reserl zum Schluss war zum Beispiel ein Problem – und ein gezogener Säbel in der Hand, auch wenn er stumpf ist, das war denen zu viel.

Welche Vorstellung war die schönste in den letzten 23 Jahren?

Ich weiß nur: Der schönste Aufführungsort war Lissabon. Ich war vor kurzem, auf der Hochzeitsreise, wieder dort. Die Portugiesen sind die nettesten Menschen der Welt, hilfsbereit bis zu einem Grad, dass man schon misstrauisch wird. Wir spielten damals in einem alten Kloster, im Convento dos Inglesinhos. Die Eigentümer wollten es in Luxusapartments umbauen – und haben extra wegen uns drei Monate später angefangen. Und es hat uns nicht einen Groschen gekostet! Wir haben in den Mönchszellen gewohnt, vor den Fenstern standen Palmen, in denen Papageien genistet haben. Malerisch! Und es war ein super Team! Jürgen Maurer und Helmut Berger waren mit dabei – und ein portugiesischer Star, nein, ein Idol, die Sängerin Simone de Oliveira. Auf der Straße haben die Kinder den Saum ihres Kleides geküsst.

Es gab immer wieder Umbesetzungen, und Sie rühmen sich, viele Schauspielerinnen entdeckt zu haben, die danach Karriere machten, darunter Johanna Wokalek, die allererste Alma, Martina Ebm und Hilde Dalik. Die einzige Konstante sind Sie: Sie haben in allen Vorstellungen den Maler Oskar Kokoschka gespielt. Auch wenn Sie krank waren.

Ich war nie krank. Hin und wieder krieg' ich einen Bypass eingesetzt, aber das ist ja nicht krank, das ist moribund.

Und Sie spielen nicht nur den Kokoschka, Sie überwachen auch den Abend.

Nein, das mach' ich nicht. Ich bin der Prinzpal.

Sie bringen sich sehr wohl ein!

Ja, klar mach' ich vielleicht das Licht an und aus, wenn grad kein anderer da ist. Wir sind eben ein kleines Team. Wir haben nicht einmal einen Garderobier und auch keinen Requisiteur.

Sie stehen auch an der Kassa und begrüßen das Publikum.

Wenn der Chef an der Kassa steht, die Gäste begrüßt und blöde Witze reißt: Das wollen die Leut' eben haben. Das schmeichelt ihnen.



So wie Harald Serafin früher in Mörbisch ...

Sie haben natürlich recht. Aber es kommt noch etwas hinzu: Wenn Sie die Dinge selber machen, können Sie sich darauf verlassen, dass sie auch wirklich geschehen.

Kokoschka war ziemlich jung, als er sein Verhältnis mit Alma hatte. Und Sie ...

Auch da haben Sie recht. Kokoschka war Ende 20, als er mit Alma zusammen war – und ich bin 60. Aber die 500. Vorstellung kann ich doch nicht irgendjemand anderen spielen lassen! Die Leut' kommen ja auch ein bissl wegen der „berüchtigten“ Kokoschka-Szene. Denn da gibt es Gewalt, große Gefühle, nackte Frauen und Tränen. Die Leute wollen eben Blut sehen. Irgendwann werd' ich die Rolle schon abgeben. Wenn ich jemanden find', der passt.

Immer Kokoschka: Ist das auf Dauer nicht fad?

Das kann man wirklich nicht sagen. Heuer zum Beispiel hatte ich wieder eine ganz wunderbare neue Partnerin. Die Szene ist dann eigentlich wieder wie eine Premiere.

Einen Sommer lang haben Sie zudem Gustav Mahler gespielt – als Einspringer. Ist das nicht eine besondere Belastung? Mahler und Kokoschka sind ziemlich konträre Typen.

Mahler taucht nur im ersten Teil auf, Kokoschka erst nach der Pause. Man geht also schon aufgewärmt in den zweiten Teil und erreicht daher schauspielerische Höhen, die man ansonsten vielleicht nicht erreichen würde. Wir haben ja auch den Alma-Film teilweise gleich nach den Vorstellungen gedreht. Also weit nach Mitternacht und dann die ganze Nacht durch bis in den frühen Morgen. Da flattert die Seelenmembran.

Die Serbenhalle war auch ein Glücksfall für „Alma“, weil Sie dort unter dem Jahr Ihre ganzen Requisiten lagern können: die Spitalsbetten, die Bibliothek, die riesige Küche, die zahllosen Antiquitäten. Das ist insgesamt eine unglaubliche Installation.

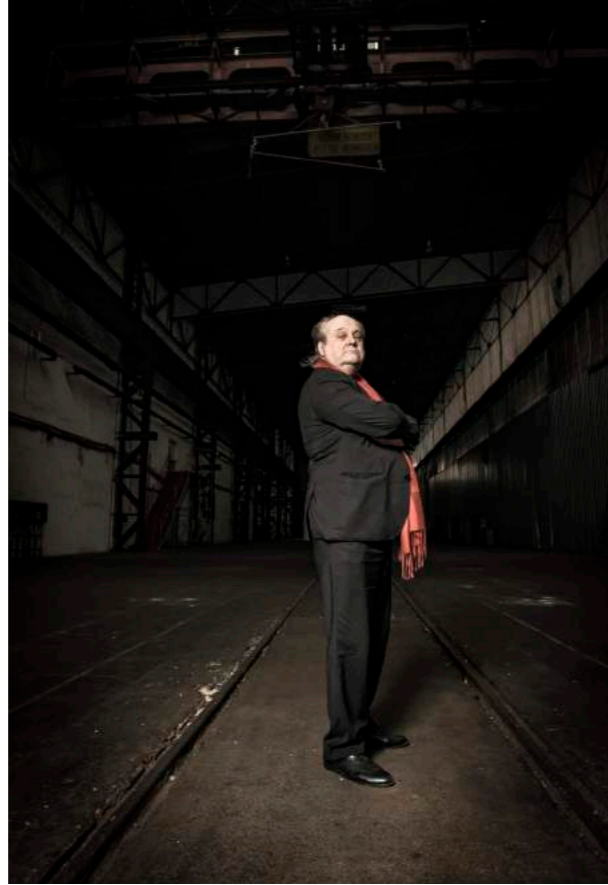
Alles, was Sie da sehen, jedes Häferl, jeder Kerzenleuchter, jedes Bild, jeder Teppich war mit in Jerusalem, in Lissabon, in Los Angeles, in Prag und so weiter. Weit gereist!

2016 stand Ihr Projekt an der Kippe. Denn Sie hatten Krach mit dem Eigentümer.

Der Streit hat glücklicherweise in einen Vergleich gemündet, der erst Ende 2019 ausläuft. Dann müssen wir dort tatsächlich raus.

Eigentlich war Ihr Kontrahent ein Gönner.

Ja. Ich bin zunächst wunderbar mit ihm ausgekommen. Aber diese Geschichte fällt unter das Kapitel „Probleme mit Eigentümern“. Besonders furchtbar war diesbezüglich Jerusalem. Wir



Paulus Manker in der Serbenhalle

spielten im alten Zentralgefängnis der britischen Mandatsverwaltung. Heute ist es das Museum für „Underground Prisoners“, also der jüdischen Freiheitskämpfer, und es untersteht dem israelischen Innenministerium. Der Direktor hielt unser Stück für zu „unsittlich“. Er hatte riesige Angst vor den orthodoxen Juden, von denen es in Jerusalem sehr viele gibt: Wenn die erfahren hätten, was wir da in dem für sie „heiligen“ Gebäude machen, wären sie gekommen und hätten alles kurz und klein geschlagen. Daher verlangte er von uns, dass wir unser Stück zensurieren. Ich weigerte mich natürlich. Dann wurde Joshua Sobol, der Autor von „Alma“, der Israeli ist, gefragt. Er sagte: „Ich habe kein pornografisches Stück geschrie-

ben, ich weiß nicht, was Sie stört.“ Also bekamen wir vom Innenministerium eine Liste: „Nippel“ musste umgewandelt werden in „rosebud“, „Sperma“ in „cream“. Was die Sache natürlich viel schlimmer gemacht hat, weil die Wörter metaphorisch verbrämt und dadurch viel auffälliger wurden. Auch das Reserl am Schluss durfte nicht nackt sein, sogar einige Kokoschka-Gemälde mussten abgehängt werden! Das gab Schlagzeilen in allen israelischen Zeitungen! Und am nächsten Tag waren wir ausverkauft. Sobol schrieb dann einen Epilog zur Aufführung, den ich am Schluss dem Publikum vorgelesen habe: Jerusalem war einst eine sehr freie Stadt. Denn Batseba badete dort nackt und erregte damit die Aufmerksamkeit von König David. Und sie zeugten König Salomon. Und das wäre heutzutage leider nicht mehr möglich, weil die Zensur es verbieten würde ... Irgendwann haben wir aber auf die Vorgaben geschissen – und das Stück so gespielt, wie es geschrieben war. Der Direktor des Museums wurde unser größter Feind: Er drohte, er werde uns nicht ausreisen lassen und unsere Sachen konfiszieren. Das war schon sehr beunruhigend. Normalerweise brauchen wir für den Abbau und das Verstauen der Requisiten in den Containern vier Tage. Damals haben wir das nach der letzten Vorstellung in einer einzigen Nacht geschafft! Am nächsten Morgen waren wir spurlos verschwunden. Da war der Museumsdirektor fassungslos. Und wir waren bereits auf dem Weg zurück nach Europa.

Ende 2019 müssen Sie also wieder auf Wanderschaft gehen. Haben Sie schon Ideen, wie es weitergehen könnte?

Wie gesagt: Toll wäre 25 Jahre „Alma“ – und das in New York. Das wäre ein guter Abschluss. Dann könnten wir aufhören. ■

INFOS IM NETZ ...

... finden Sie unter folgenden Adressen:

www.letztetage.com, www.alma-mahler.com